

„Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land“ sagt das „deutsche“ Sprichwort und will damit nicht nur besagen, daß Höflichkeit noch niemand gelehrt habe (was gewiß zutrifft), sondern auch, daß Höflichkeit ohne Hutabnehmen nicht denkbar sei. Höflichkeit bedeutet bekanntlich wörtlich ein Benehmen, wie es bei Hofe üblich ist, der Höfliche behandelt also gewissermaßen alle seine Mitmenschen als verpackte Fürsten und Grafen. Ist das wohl nötig? Ist das nicht vielmehr eine unethische Ueberhebung? Und das schöne „deutsche“ Sprichwort ist denn auch

„Der Frauen Rosenkranz“ von Nöb- lin (16. Jahrhundert). Andererseits gingen noch 1452 die Brautwerber Kaiser Friedrichs III. in Portugal ganz ohne Kopfbedeckung — natürlich, um vor den Fremden mit ihrer blonden Lockenpracht zu prunken. Bis ins 16. Jahrhundert hinein trugen auch die höchsten Herrschaften den Hut nur, wenn es die Witterung erforderte, und begnügten sich sonst mit einem Reif oder Kränzchen (s. Abb. 2). Vom Hutabnehmen als Zeichen der Unterwürfigkeit hört man zuerst im elften Jahrhundert, und zwar als ausschließlich höflichem Gebrauch, der

hat den Gegenbeweis erbracht. Es ist ja auch durchaus nicht nebensächlich, ob uns die Sitte zwingt, uns mit Gewalt das Genie zu erkälten,“ mit



Abb. 3. Nöb- lin vor der Herzogin Katharina von Braunschweig.

Goethe im Jahre 1807 spottete, oder ob wir es machen dürfen, wie unsere vom Franzosentum noch nicht ange-tränkelten Vorfahren. Es ist im Grunde eine ganz nüchterne Gesund- heitsangelegenheit. Und so fast sie der genannte Verein auch auf, der nach der Lösung handelt: Die Ein- führung des Handanlegens in den Schulen ist ... eine Pflicht der staatlichen Gesundheitspflege. An diese Pflicht zu mahnen ist unser Zweck“.

Luftschiffe als Verkehrs- mittel.

Das Zeppelin-Luftschiff „Victoria Louise“ hat während der ersten zwei Jahre hunderte von Aufstiegen ge- macht und schon mehrere tausend Passagiere befördert. Ein anderes Zeppelin-Schiff, „Sachsen“, hatte schon Ende Juni 1914 über vier- hundert Aufstiege mit Passagieren be- wertet. Bei den allermeisten



Innenansicht der Luftschiffkabine eines Zeppelin-Schiffes.

dieser Flüge handelte es sich um kur- ze Strecken, zwei- bis dreistündige Ausflüge, an welchen meistens nicht mehr als fünfzehn Passagiere teil- nahmen. Unter den letzteren befan- den sich außerordentlich viele Aus- länder, namentlich Franzosen und Engländer, die Amerikaner beteilig- ten sich weniger stark. Auch die zahl- reichen halbbarren Luftschiffe Deutschlands befördern Passagiere. Trotzdem kann man das moderne Luftschiff selbst in Deutschland noch nicht als wirkliches Verkehrsmittel an- sprechen, denn es fehlt noch immer dasjenige, was man zunächst von ei- nem öffentlichen Verkehrsmittel ver- langt, die Pünktlichkeit im Aufsteigen und im Absteigen, also einen wirklichen Fahrplan.

In den Höhen, bis zu denen ein Luftschiff aufsteigen muß, um der gefährlichen Erdnähe zu entgehen, herrschen aber bei gewöhnlichen Wet- terlagen Geschwindigkeiten der Luftbewegung von 10 bis 20 Meter in der Sekunde. Um einigermaßen einen Fahrplan einhal- ten zu können, müßte nun die Ge- schwindigkeit des Luftschiffes so groß sein, daß die des Windes dagegen vernachlässigt werden könnte, d. h. sie muß ungefähr 100 bis 200 Meter in der Sekunde betragen. Die jetzigen schnellsten Luftschiffe erreichen mit ihren 500 Maschinensperden un- gefähr 20 Meter in der Sekunde; sie müßten also fünf- bis zehnmal schneller schwimmen; dazu gehören aber, wenn sonst alles ungeändert bleiben könnte, 125 bis 1.000mal stärkere Maschinen; wahrscheinlich aber, weil bei jenen Geschwindigkei- ten der Luftwiderstand in viel schim- merem Maße zunimmt, noch viel stärkere. Die Luftschiffe werden niemals so weit kommen, daß sie von der Windgeschwindigkeit so unab- hängig werden, daß sie einem Fahr- plan folgen können. Infolgedessen werden sie auch niemals ein Ver- kehrsmittel werden in dem Sinne, daß sie einen einzelnen oder mehrere Passagiere zu einer bestimmten Zeit an einen bestimmten Ort hinbringen. Das Luftschiff wird stets nur dem Vergnügen reicher Leu- te dienen, welche sich einmal eine an- genehme Erholungsreise gönnen wol- len, gleichviel ob sie viel oder wenig Geld kostet und ob ein Ziel erreicht

wird oder nicht. Sie sind verbesserte Freidallone. Man redet sehr viel von der Be- deutung der Luftschiffe für den Krieg, aber sie haben den Erwartungen nur mangelhaft entsprochen, während die Flugzeuge vielfach in Tätigkeit getre- ten sind und sich auch bewährt haben. Aber selbst wenn die Luftschiffe die ihnen für den Krieg zugeschriebene Bedeutung hätten, für ihre Entwic- lung zu Verkehrszwecken wäre daraus doch kein Vorteil zu erwarten. Erst nachdem die Schifffahrt für den Ver- kehr brauchbare Schiffe gebaut hatte, sind die Kriegsschiffe aus ihnen ent- standen, nicht umgekehrt. Jahrzehntlang hatte die Lokomo- tive dem friedlichen Verkehr gedient, dann erst haben die Engländer im Burenkrieg aus der Lokomotive eine fahrbare Festung gemacht. Ueberall geht die Entwicklung für den Verkehr der für den Krieg voraus. Die Entwicklung des Luftschiff- hauses wird wahrscheinlich sehr bald nachlassen aus Mangel an Verwen- dungsfähigkeit. Ganz anders steht es mit den kleinen Mitbewerbern der Luftschiffe, den Flugzeugen. Die Flugzeuge haben für sich die ungeheure Geschwindigkeit, sie sind die schnellsten Beförderungsmittel, welche es bisher gibt. Schon die ein- fachen gewöhnlichen Flugzeuge sind selbst der Fahrgeschwindigkeit der besten D-Züge weit überlegen. Es gibt jetzt wohl kaum noch Flugzeuge, wel- che langsamer sind als 30 Meter in der Sekunde, gleich 100 Kilometer in der Stunde; aber sehr viele legen mit Leichtigkeit 150, ja 180 und 200 Kilometer in der Stunde zurück. Zeit ist zwar der Anschaffungs- preis noch etwas teuer, weil fast je- des Flugzeug ein Einzelwesen ist, welches ziemlich viel Ingentearbeit verurteilt hat. Wenn aber erst der Bedarf so groß sein wird, daß man die Flugzeuge in großer Anzahl nach- zuheben kann, dann werden auch die Preise billiger werden, gerade wie die Fahrrad- und Automobilindustrie immer billiger geworden sind, trotzdem sie immer besser und wertvoller wurden.

Tier- Krankenwärterinnen.

Ein besonderer Zweig der Heilpflege in England ist entstanden.

Damen der britischen Gesell- schaftswelt empfanden es schon seit geraumer Zeit als einen Unbehagen, daß ihre Lieblingstiere, namentlich die Hunde, wenn sie krank oder verletzt waren, nicht dieselbe sachver- ständige Pflege finden konnten, wie Menschenwesen.

Um hierfür Abhilfe zu schaffen, ist vor einigen Jahren ein „Hun- depflegerinnen- Institut“ — wo aber auch andere Tiere behandelt werden können — zu Brighton ins Leben gerufen worden. Es ist Hospital und Schule zugleich, und die Wär-



terinnen, resp. Studentinnen, neh- men einen regelrechten Kurs in der Kenntnis von allen Gebrechen der Tierchen und ihrer sachmäßigen Be- handlung.

Ein Kurs dauert nahezu eben- so lange, wie in einem Hospital für Menschen; und am Schluß erhält die Studentin ein Diplom, das sie da- zu berechtigt, sich „Certified Canine Nurse“ zu nennen.

Es läßt sich leicht sagen, daß eine ausgebildete Menschheitspflege nä- her liegt, — aber wer gleichgültig gegen lebende Tiere ist, hat noch kei- neswegs darum ein wärmeres Herz für Mitmenschen, während der Tierfreund meistens auch ein Men- schenfreund ist!

— Zeitungsbericht. Als unsere brave Feuerwehr den ersten Eimer Wasser in das Feuer schützte, merkte es, daß seine Uhr abgelaufen war. ...



Abb. 4. La politesse française (französische Höflichkeit).

gar nicht deutsches Eigengedäch; es ist vielmehr eine Ueberkopung aus dem Französischen und Italienischen; die Sitte des Hutabnehmens als Begrü- ßung ist genau so eine Nachahmung römischer Sprachverfälschung, die im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland pläggelgriffen hat und trotz zweihundertjähriger Bemühun- gen nicht ganz wieder beseitigt wurde. — Kopfbedeckungen sind ja im deut- schen Sprachgebiet überhaupt erst seit dem zehnten Jahrhundert nachzuwei- sen. Als erste wird der Strohhut er- wähnt, und zwar in Form eines

möglicherweise durch die griechischen Heerketen im Kaiserhaus aus Byzanz herübergekommen ist. Ins Volk drang die Sitte nur langsam ein: noch im Anfang des achtzehnten Jahr- hunderts war es selbst bei Tanzfesten, im Theater, im Kaffeekaus, ja in der Straße zum mindesten nichts Unerhö- tes, bedeckten Hauptes zu erscheinen. Bald darauf aber war unter der Herr- schaft französischer „Lebensart“ das Kopfabnehmen die einzige Möglich- keit des höflichen Grußes geworden; selbst Damen mußten ihre riesigen Federhüte abnehmen (s. Abb. 5 aus dem Jahre 1656). Der Gruß war bis dahin ein Wortgruß; die Fran- zosen aber behaupteten etwa von Be- ginn der Neuzeit an, „Guten Tag“ und „Guten Abend“ zu sagen, schide sich nur für den Mann aus dem Volk; wenn ein wirklich feines Men- schenwesen jemand seine Achtung be- zeugen wollte, so rede es nicht, son- dern ziehe den Hut, verbeuge sich, kni- re, küsse seine eigene Hand und weide damit zu dem andern Musch- händler. Unsere Abbildung 4 zeigt die „politesses française“ (französi- sche Höflichkeit) auf der Höhe; sie ist nach einem Kupfer des Straßburgers J. W. Bauer gezeichnet.



Abb. 1. Siegel: Der Rehnseid.

fremptenlos steilen Kegels. Mit die- sem Schuß vor Sonne und Regen waren sämtliche sächsische Krieger aus- gerüstet, die mit Otto I. im Jahre 946 gegen Paris zogen. Eine an- gebührende Ausbildung aus dieser Zeit beweist, daß der Hut selbst bei heftiger Handlung nicht abgenommen wurde (Anbetung des Christuskinde durch die Hirten). Auch bei einer Beleh- rung, also in dem feierlichen Augen- blick, da ein Untertan von seinem

Ueberrigen war das Hutabziehen zuerst im Meer üblich; es galt eine Zeit lang geradezu als militärischer Gruß. In der französischen Armee wurde das Mützenabnehmen erst 1871 obligat; bis dahin grüßten alle Offiziere auf diese Weise und ebenso Unteroffiziere und Soldaten, wenn sie von einem Offizier angetroffen wur- den. Noch heute grüßt der französi- sche Offizier Damen durch Abnahme des Kappis.



Abb. 6. Begegnung der Königin Christine von Schweden mit Ludwig XIV.

Fürsten ein Landgebiet oder ein Amt „geliehen“ erhielt, behielt man Hut oder Helm auf. Der Bauer nahm selbst vor dem Kaiser die Mütze nicht ab, der Dichter nicht vor der Göttes- tute, der er seine Verse überreichte. Unsere Bilder 1—3 veranschaulichen

In Deutschland begann die Gegen- bewegung im Heer bereits 1705. Ein österreichisches Reglement ordnete da- mal an, wenn es regne, durch Verbe-ugen und Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung zu salutieren; schon 1711 folgte ein ähnliches Reglement für Sachsen. Verfasser des erwän- ten Reglements von 1705 war ein Graf Wallis; er ist also der Erfinder des neuen militärischen Grußes.

Diesen Gruß „handanlegenden- weise“, wie Graf Wallis ihn in der ungelenten Schreibung seiner Zeit nannte, möchte nun eine große Zahl von Aerzten und Laien auch für das Zivil erobern. Deutsche Zeitun- gen haben zu dieser Frage Stel- lung genommen, indem sie ihre Leser nach ihren Ansichten befragten — die Meinungen waren sehr geteilt. Ein Haupteinwand gegen die bloße Handanlegung der Frage „Gutgruß oder Handgruß?“ war der: es handle sich dabei um eine solche Nebenachtigkeit, daß es nicht möglich sein würde, einen größeren Kreis zum Kampf gegen das Hutabnehmen zu sammeln. Nun: dieser Einwand ist erledigt. Der „Allgemeine Verein für deutschen Gruß“ in Darmstadt, mit Ortsgrup- pen in zahlreichen deutschen Städten



Abb. 2. Kaiser und Bauer.

das aufs beste. Das erste stammt aus dem Bernward-Georgienbuch, zu Hilbesheim (elftes Jahrhundert), das zweite aus dem „Weißkönig“ Kai- ser Maximilians I., das dritte aus

Am Stammtisch des Wagnerischen Weinrestaurants, an dem vorwiegend Bühnenkünstler, Schriftsteller und Kunstfreunde verkehrten, ging es beim Frühstück wieder einmal recht leb- haft zu.

Man diskuterte über den Schau- spieler Bellofa, der bereits seit 27 Jahren der herzoglichen Hofbühne als Mitglied angehörte und im Auf- stand, während dieser Zeit noch nicht einmal eine Rolle so studiert zu ha- ben, daß er inslande war, ihren wirklichen Wortlaut zu bringen — eine Untugend, die zwar seiner noto- rischen Beliebtheit beim Publikum teil- weise Abbruch tat, aber für die Büh- nenschriftsteller und Kollegen, die mit ihm zu tun hatten, zuweilen recht ge- nützlich wurde.

Und heute hatte der Verfasser des am Abend vorher aufgeführten Lust- spiels wieder Veranlassung, seinen Unmut über die Verkauftheit Bello- fas energischen Ausdruck zu geben. „Zum siebenten Male spielte der Mensch gestern die Rolle,“ rief er ärgerlich, und noch nicht einmal hat er einen Satz so gesprochen, wie ich ihn schrieb. Es ist rein zum Ver- zweifeln!

„Na, na, ganz so schlimm ist die Sache denn doch nicht,“ sprach begü- telt der Oberregisseur Bethmann, „erstens spielt er die Rolle vorreff- lich, und zeitens kommt es doch am Ende im Lustspiel auf so eine kleine Veränderung nicht an.“

„Ja, ja,“ antwortete, gereizt la- chend der Schriftsteller. „Das nenn- en Sie eine kleine Veränderung? Nicht einen Satz bringt er richtig! Er kann überhaupt gar nicht mehr lernen! Geben Sie ihm die allerfein- ste Rolle und ich mache mit Ihnen eine Wette um 25 Pfalchen von Freund Wagners bestem Mottein, daß Bellofa etwas anderes redet, als was geschrieben steht.“

„Die anderen lachten, der Ober- regisseur aber fragte: „Ist das Ihr Ernst?“

„Mein voller Ernst,“ beteuerte der Schriftsteller.

„Und Sie wetten auf die kleinste Rolle?“

„Auf die kleinste!“

„Gut, ich nehme die Wette an,“ antwortete Bethmann, dem Autor die Hand hinreichend, in die dieser kräf- tig einschlug.

„Und wann soll die Sache ausge- tragen werden?“ fragte Schüb.

„Bei der heutigen Premiere,“ er- widerte Bethmann. „Morgen haben wir einen theaterfreien Abend und können dann hier gemütlich das Wet- tobjekt vernehmen.“

„Das Sie so sicher bezahlen wer- den, wie ich Schüb heiße!“ sprach die- ser spöttisch.

„Na, das wird sich ja finden,“ an- wortete, ironisch lächelnd, der Ober- regisseur, gleichzeitig ein kleines Buch aus der Brusttasche ziehend. „Damit Sie aber unsere Wette auch ge- rauh kontrollieren können, übergebe ich Ihnen hier ein Exemplar des heutigen Abends, aus dem Sie erfahren wer-



den, daß die Rolle des Hauptmann Behnfeld, die Bellofa heute abend spielt, allerdings die kleinste im Schauspiel ist, indem sie nur in dem Wörtchen „Ja“ besteht.“

Ein schallendes Gelächter erhob sich bei diesen Worten am Stammtisch und vergeblich protestierte der so schmachlich auf den Leim gegangene Autor gegen die Gültigkeit der Wette, da darüber nur eine Stimme herrschte, daß diese vollständig tor-

Passende Antwort.

Nach dem Siege bei Höchstädt, den Prinz Eugen mit seinem Ver- bundeten Marlborough über die Ar- mee Ludwigs XIV. erungen hatte, sagte die reizende Gräfin Althaus, die im österreichischen Lager anwe- send war, zu dem Prinzen: „Wie ist es nur möglich, Prinz, daß man nach so vielen glorreichen Siegen noch nach neuen Vorbeeren getzen kann?“

„Ach, — Madame,“ erwiderte der Feldherr, „wie ist es möglich, nach Not aufzulegen, wenn man ohnedies so schön ist?“

— Unerhört. A.: Meine sechs Töchter sind alle musikalisch. B.: Und das halten Sie aus!

rett und seinem eigenen Vorschlag entsprechend abgeschlossen worden sei.

Herrn Schüb wollte das Mittag- essen heute nicht recht schmecken. Er war zwar kein Kaufer, allein 25 Pfalchen von Papa Wagners bestem Reispou waren doch keine Kleinigkeit, und wenn er sie schon allein bezahlen mußte, hätte er sie auch lieber allein getrunken, statt sie der feuchtschweißigen Gesellschaft durch die Kehle zu jagen. Er ging denn auch nur widerwillig in das Theater, des- sen Besuch ihm heute recht teuer zu stehen kommen sollte und wo er die ganze Korona vom Stammtisch traf, die ihn bereits als ihren Wohlthäter mit allerlei satirischen Bemerkungen begrüßte.

Das neue Schauspiel konnte sich keines besonderen Erfolgs rühmen und manche Stelle in demselben, die der Verfasser verüffentlich erntet genommen hatte, rief bei dem etwas altig gewordenen Auditorium eine gelinde Geiertheit hervor.

Und nun kam der dritte Akt, in dem Bellofa seine kleine, für den Stammtisch aber so bedeutungsvolle Rolle zu spielen hatte. Die Szene stellte ein Kriegsgesicht dar, in des- sen Verlauf der Vorstehende an den Zeugen Hauptmann Behnfeld-Bellofa eine Frage zu stellen hat.

Der feierliche Augenblick war ge- kommen und schadenfroh richteten sich die Blicke der Stammtischler auf den verärgerten Schriftsteller, als der Oberst auf der Bühne sich an Bello- fa wandte und diesem klar und deut- lich die ominöse Frage vorlegte:

„Und Sie, Herr Hauptmann, ha- ben also ebenfalls den Vorgang ge- nau beobachtet?“



„Merldings!“ antwortete eben- so klar und deutlich Behnfeld — Bellofa und zum Erstaunen des Publikums brach auf den vorderen Bänken des Parketts ein Lausturm aus, der so anstehend wirkte, daß das Schauspiel des unglücklichen Autors endgültig zum Lustspiel geworden war.

Und während hinter der Szene der wütende Oberregisseur sich die Haare raufen wollte, schritt Schüb stolz im Gefühl hinaus, daß er seine Wette



glänzend gewonnen und dem Stamm- tisch kostenlos zu einem kräftigen deutschen Männertrunk verholpen ha- be.

Diesen taten sie denn auch am nächsten Abend und der einzige, dem der vortreffliche Mottein Wagners nicht so recht mundete, war der her- zogliche Hoftheaterregisseur Herr Gu- stav Bethmann, der innerlich einen heiligen Schauer tat, nie wieder auf Bellofa zu wetten.

— Deutlich. „Aber, mein Fräulein, nehmen Sie doch Rück- sicht! Mein Arzt hat mir die größ- te Ruhe verordnet.“

„Auch also, dann folgen Sie doch Ihrem Arzt — und nicht mir!“

— Auf der Reife. Ehemann (der seine Waise mit dem vielen Gepäck seiner Frau hat): „Es ist zum Verzweifeln: bald fehlt das, bald das! Nicht ein Stück, das ich nicht schon gehnöt hätte — nur meine Alte ist mir noch nicht abhanden gekommen!“

— Unsere Diensthöten. Dienstmädchen (kleider lugend): „Wie ich mich güt! — das ist nicht zum Sagen! Ich glaub, es ist mein Lagen, und bürt!“ eine halbe Stund' d'ran herum — derweil ist's der von der — gnädigen Frau!“